

Buchrezension



Krebs, Gerhard
Japan im Pazifischen Krieg
Herrschaftssystem, politische Willensbildung und
Friedenssuche
 2010 · ISBN 978-3-89129-010-1
 936 Seiten, geb. · EUR 98,
 herausgegeben vom Deutschen Institut für
 Japanstudien (Bd. 46)

„Japan im Pazifischen Krieg“ – ein großes Thema und entsprechend imposant ist der Umfang des Buches. Auch die verarbeitete Bibliografie ist beeindruckend in ihrer Quantität und Qualität, insbesondere die Vielzahl von Originalquellen, die dem Werk zugrunde liegen, geben einen Ahnung von der immensen Arbeit, die von Gerhard Krebs hier investiert worden ist. Im heutigen Zeitalter wünscht man sich aber doch auch Hinweise auf digitale Ressourcen, wie etwa das laufend erweiterte JACAR-System des Archivs des japanischen Außenministeriums (www.jacar.go.jp), auf dem Originaldokumente in digitaler Form abrufbar sind. Die geradezu barocke Struktur der japanischen Regierungs- und Militärbürokratie und die Vielzahl der rivalisierenden Cliquen und ihrer informellen Netzwerke während der behandelten Periode (1930-1945) schreit außerdem geradezu nach einer grafischen Darstellung, etwa in der Form von Organigrammen und Netzwerkdiagrammen. Der heroische Versuch, die beteiligten Gruppierungen und Hauptpersonen im ersten Abschnitt verbal vorzustellen, wird der Größe der Aufgabe nicht ganz gerecht und überfordert zumindest den interessierten Laien; hier würden ein paar Schautafeln der Lesefreundlichkeit sehr zugute kommen. Auch ein Glossar der verwendeten japanischen Fachbegriffe und ein gesondertes Abkürzungsverzeichnis kämen diesem Anliegen entgegen.

Die Lektüre selbst gestaltet sich genussvoll, der Autor verwendet eine kristallklare, schnörkellose und dabei elegante Ausdrucksweise und erliegt nicht dem Irrtum, Verbalbombast mit Wissenschaftlichkeit zu verwechseln. Akribisch

zeichnet der Autor die Diskussionen nach, die zu den verschiedenen Standpunkten der Akteure und Gruppen geführt haben, zeitweilig verlangt die Lektüre doch etwas Durchhaltevermögen und man fragt sich, ob da und dort nicht etwas hätte gestrafft werden können.

Die Auslegeordnung der an der politischen Willensbildung beteiligten Institutionen, Gruppierungen und ihrer Hauptakteure im ersten Abschnitt des Buches gibt einen Eindruck von der institutionellen und personellen Verästelung und Zersplitterung des japanischen Herrschaftssystems, das sich während der frühen Shōwa-Periode unter der Bezeichnung *kokutai* ausgebildet hatte und wohl am ehesten noch mit dem Pharaontum des alten Ägypten verglichen werden kann. Wirklichen Einfluss auf die politische Entscheidungsfindung konnte in diesem primitiven System nur gewinnen, wer Zugang zum Tennō hatte, und hier besaßen die aktiven Militärs einen entscheidenden Vorteil gegenüber ihren zivilen Konkurrenten. Im Gegensatz zu den faschistischen Regimes in Europa war das japanische Herrschaftssystem sehr viel weniger monolithisch, und die Trennungslinie zwischen Kriegsgegnern und Kriegsbefürwortern ging quer durch alle beteiligten Machtgruppen: Kabinett, Ministerien, Parlament, Staatsrat, Militär und Wirtschaftselite. Es fällt jedoch auf, dass insbesondere die Diplomaten des Außenministeriums die aktiven Kristallisationskerne der (konservativen) Opposition gegen den Krieg bildeten, die japanische Linke war weitgehend ausgeschaltet oder in den Untergrund getrieben worden. Schließlich aber waren alle Beteiligten die Getriebenen eines großjapanischen Ultrationalismus, der seit Anfang der 1930er Jahre geradezu hysterische Züge angenommen hatte und, aus der Distanz betrachtet, kaum nachvollzogen werden kann. In jener aufgeladenen Atmosphäre konnten militärische Gesinnungstäter mittlerer und unterer Chargen entscheidenden Einfluss auf den Gang der Ereignisse ausüben. Ebenfalls erschreckend erscheint das Ausmaß an Ignoranz und Unkenntnis, insbesondere der japanischen Militärs, was den potenziellen Hauptkriegsgegner, die USA, anging (dasselbe kann allerdings auch von der amerikanischen Seite gesagt werden, man denke da nur etwa an Stanley Hornbeck, den inkompetenten Leiter der Japan-Abteilung im US-Außenministerium). Die militärischen Spielernaturen in Hideki Tōjōs Kriegskabinett rechneten mit einer Kriegsdauer von einem Jahr, darüber hinaus besaßen sie keinerlei Vorstellungen – irgendwie würde man sich dann schon mit den USA arrangieren können, so das implizite Wunschdenken. Als der Krieg einmal vom Zaun gebrochen war, wurde die Aufgabe der Oppositionskräfte praktisch unlösbar, eine direkte Kommunikation mit dem Kriegsgegner gab es nicht mehr und kein amerikanischer Präsident hätte es nach Pearl Harbor und mit zunehmender Kriegsdauer und unter dem Eindruck steigender Opferzahlen wagen können, auf Friedensangebote aus Tokyo einzugehen. Nach der katastrophalen japanischen Niederlage bei Midway (Juni 1942), die den Sturz des Kabinetts Tōjō nach sich

zog und danach in der Seeschlacht von Leyte (Oktober 1944), galt die Hauptsorge der konservativen Opposition gegen den Krieg dem Erhalt des Tennōsystems (*kokutai*), das sie von zwei Seiten bedroht sahen: von den Demokratieforderungen der aller Voraussicht nach siegreichen Amerikaner, und, in noch stärkerem Maße, durch eine revolutionäre Entwicklung in Japan selbst. Damit wussten sie sich im Einklang mit dem Kaiser; die Sorge um die Leiden der Bevölkerung kam erst danach und ganz am Schluss des Krieges. Der mächtigste Verbündete der konservativen japanischen Elite im Kampf um den Erhalt des Kaisertums wurde der japanophile ehemalige US-Botschafter in Tokyo: Joseph C. Grew. Ganz im Sinne des konservativen japanischen Establishments trug er entscheidend dazu bei, den Tennō als Opfer und Marionette der Militärs in der amerikanischen Wahrnehmung zu positionieren – was im Lichte der neueren Geschichtsforschung jedoch zunehmend zweifelhaft erscheint. Die Ultranationalisten unter den japanischen Militärs, spielten dieser Interpretation noch in die Hände mit ihrem sturen Festhalten an unrealistischen Friedensbedingungen (keine Besetzung, keine Tribunale, Entwaffnung in Eigenregie und Bewahrung des *kokutai*) und ihrer skrupellosen Bereitschaft, das Volk in einem sinnlosen letzten Aufgebot zu opfern (Plan *ketsugo*).

Gegenseitiges Unverständnis und Wunschdenken auf beiden Seiten hatten zum Krieg geführt und Missverständnisse und Wunschdenken – vor allem auf japanischer Seite – zögerten dessen Ende hinaus. Nach dem Abwurf der zweiten Atombombe auf Nagasaki und einer beschönigenden Übersetzung der Potsdamer Erklärung für den Tennō war dieser dann endlich bereit, seine ganze Autorität für die Beendigung des Krieges in die Waagschale zu werfen, dies in dem Glauben, dass das *kokutai* auch nach einer bedingungslos gemeinten Kapitulation beibehalten werden könne. Hier setzt die bis heute offene Frage an, ob der Einsatz der Atombombe zur Beendigung des Pazifischen Krieges notwendig gewesen war, oder ob eine, auch nur informelle Zusicherung, dass die Institution des Kaiserhauses auch im Falle einer bedingungslosen Kapitulation nicht angetastet würde, ausgereicht hätte. Auch nach Krebs ist diese Frage nicht eindeutig zu beantworten, die Haltung des Shōwa-Tennō blieb bis zum Schluss widersprüchlich, gewiss ist nur, dass seine größte Sorge dem Erhalt des Kaiserhauses galt und nicht mehr. Diese Haltung wurde auch von der konservativen Friedensfraktion geteilt.

Gewiss ist für den Rezensenten außerdem, dass er das Buch mit großem Gewinn gelesen hat. Die eingangs gemachten Vorbehalte sind denn auch eher als Anregungen im Interesse der Leserfreundlichkeit zu verstehen, die man bei weiteren, dem Werk sehr zu wünschenden Auflagen berücksichtigen könnte. Für jede vertiefte Auseinandersetzung mit der Rolle Japans im Pazifischen Krieg ist das Werk nach Meinung des Rezensenten jedenfalls unverzichtbar.